



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmensch : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Klammern befestigten. Das war kaum geschehn, so senkte sich auch schon die linke Seite des Flosses und ging so tief unter Wasser, daß die Bedienungsmannschaften der vordern linken Lappen, wozu auch ich gehörte, bis an den Hals in das eiskalte Wasser gerieten. Die Strömung hatte die Bretterlagen, auf denen die Lappen ruhten, weggerissen, und uns war der Boden unter den Füßen verloren gegangen. Jeder ergriff, was er gerade zu fassen bekam, und aller Gesichter waren vor Schrecken kreideweiß. Ein Bauer, der auf der Rückseite stand und Zeuge des Unfalls gewesen war, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, was auf mich trotz dem Ernste der Lage einen außerordentlich komischen Eindruck machte. Das Floß hob sich endlich, und die Stämme kamen wieder zum Vorschein, aber die Verwüstung war groß, wir mußten die Bretter auf der Mitte des Flosses wieder zusammensuchen. In aller Eile wurden die Stellagen wieder aufgebaut, die Lappen darauf gelegt, und dann wurde die Reise fortgesetzt. Der Unfall war dadurch entstanden, daß das letzte Hochwasser eine Sandbank zusammengeschlemmt hatte, die gerade in der Fahrstraße lag. Wir mußten den ganzen Tag in unsern nassen Kleidern an den Rudern stehn und begrüßten mit doppelter Freude den Augenblick, wo in Camp gelandet wurde. Unsre Gefährten, für die die Reise glücklich abgelaufen war, zahlten jeder ein oder zwei Groschen zu Schnaps „für die Wasserbeschädigten.“

Am vierten Tage luden wir zuvor in Camp einen Teil des Holzes ab und fuhren dann weiter bis Linz. Am fünften Tage gelangten wir nach Köln, unserm Reiseziel, wo das Floß auseinandergenommen, und wir entlassen wurden.

(Fortsetzung folgt)



Herrenmensch

Roman von Fritz Anders (Mag Allihn)

(Fortsetzung)



Mittlerweile war der Frühling gekommen und auch schon wieder gegangen. Er kommt dortzulande später als anderwärts, wenn er aber kommt, dann mit Macht, und Wald und Feld können gar nicht schnell genug ihre Pracht entfalten. Und je weiter nach Osten, desto kürzer ist das Regiment der Übergangszeit. Das russische Hinterland hatte sich erwärmt und heiße Winde gesandt, die dem Frühling seinen Blumenkranz schnell verwelkt vom Kopfe warfen und das Korn mit Macht hervorriefen. Die Kühe und Pferde waren auf der Weide, und draußen auf der See schwebten die Segel der Fischerflotte. Und der Inspektor Schlewecke mit seinen Leuten zog Gräben, um das Unland in der Nähe des Bruchs trocken zu legen.

Der Doktor aber ritt in den Wald und traf sich mit Eva an der verabredeten Stelle. Meist waren beide zu Pferde, und da sie schon mehr als einmal von Holzarbeitern bei ihren Spazierritten gesehen worden waren, so verlegten sie die Zusammenkunft in die entlegern Teile des Forstes, dahin, wo die Elche ihren Stand hatten. Schade, daß der alte Jakob nicht mehr lebte, das war Evas besondrer Liebling gewesen.

Es war ja nun schon manche Woche seit der Nacht vergangen, in der Eva sich ihren Doktor gerettet hatte. Wer die beiden beobachtet hätte, wie sie miteinander verkehrten, wie der Doktor seine Eva auf Händen trug, und wie Evas Gesicht strahlte, wenn ihr Doktor am Horizont auftauchte, würde sie für glückliche Brautleute gehalten haben. Und sie waren es auch. Und doch war in verborgner

Tiefe etwas nicht in Ordnung. Es gab etwas Fremdes zwischen beiden, eine unsichtbare und doch spürbare Scheidewand. Die seelische Fühlung, von der der Doktor gesprochen hatte, hatte sich noch nicht finden wollen. Man war äußerlich einig, aber darunter lag jederzeit die Gefahr des Zwistes. Prinzesschen war, wenn sie gute Laune hatte, von großer Liebenswürdigkeit, und sie hätschelte ihren Doktor nach Noten, aber wenn es ihr nicht danach zumute war, war sie Prinzessin und als solche unnahbar und herbe. Wir müssen versuchen, Eva recht zu verstehn. Sie war nicht bloß ein schönes Mädchen, sie hatte auch eine schöne Seele. Aber diese Seele war verborgen und von niemand gekannt, nicht einmal von Eva selbst. Sie offenbarte sich bisweilen so, wie wenn unter dem Gipfel eines hohen Berges die wallenden Wolken auseinandergehen und einen Blick in die blaue, goldne und grüne Tiefe eröffnen. Eva war auch ein kluges Mädchen. Sie hatte ein feines Gefühl, aber sie war unfrei. Es gab eine gewisse Grenze, über die sie nicht hinauskam, und die sie sich selbst zu berühren scheute. Man konnte bei ihr an König Renés Tochter denken, die klug und poetisch zu sprechen wußte, in deren Rede aber nichts vorkam, was eine Farbe bezeichnete, denn sie war blind. War das nun bei Eva ein Fehler der natürlichen Anlage oder ein Mangel in der Entwicklung? Man kann erleben, daß eine Rose, die alle Kraft daran setzt, aufzublühen, es doch nicht vermag, die grünen Knospenblätter der Schattenseite zu sprengen, bis ein warmer Sonnenstrahl um die schattige Seite herumleuchtet und das Werk vollendet. Und dieser warme Sonnenstrahl fehlte bei Eva, hatte ihr schon ihr ganzes Leben lang gefehlt.

Und der Doktor konnte seine Neigung zu dozieren und zu erziehen nicht meistern, was zur Folge hatte, daß seine Eva bei erster Gelegenheit mutwillig aus der Bahn brach.

Eva und der Doktor ritten über eine Waldblöße, auf der in Gruppen junges Holz stand. Der Doktor hing seinen Gedanken nach und hielt eine längere Rede, und Eva hörte mit halbem Ohr zu und ließ ihre Reitgerte fallen. Der Doktor beeilte sich, abzustiegen, die Reitgerte aufzuheben und sie ihrer Besitzerin zuzustellen. Das gefiel Eva, sie lächelte süß und nickte ihrem Heinz zu. Sie kam sich mehr als je als Prinzessin vor und war stolz darauf, von einem so schmucken Kavaliere bedient zu werden. Heinz stieg wieder auf und setzte seine Erörterung fort. Nach einiger Zeit lag die Reitgerte wieder am Boden. Sie hatte sie nicht mit Absicht fallen lassen, Gott bewahre! sie wußte nicht, wie es zugegangen war, daß sie ihren Händen wieder entglitten war. Der Doktor stieg abermals ab und reichte die Reitgerte zurück, und Eva nahm sie gnädig in Empfang.

Eva, sagte der Doktor, ich würde mich nun aber vorsehen, daß ich meinem Kavaliere nicht unnötige Mühe mache.

Ah Heinz, erwiderte Eva sorglos, du als Kavaliere bist ja dazu da, deiner Dame zu dienen.

Nicht jeder Dame, sagte Ramborn. Es kommt auf die Dame an.

Wieso?

Eine Dame, die sich bedienen läßt, erkennt damit ihre Schwäche an. Man erweist dem schwachen Geschlechte Mitterdienste, nicht dem starken.

Ich gehöre nicht zu dem schwachen Geschlechte, ich will Herrin sein, wie du michs gelehrt hast.

Tue das. Dann darfst du aber auch keine Dienste von jemand in Anspruch nehmen, der deinesgleichen ist, sondern mußt dir selbst helfen. Wer auf Höhen wohnen will, muß Höhenluft vertragen können. Die bevorzugte Stellung der Frau hört auf, sobald sie sich dem Manne gleichstellt.

Eva lachte und ließ, jetzt mit klärlicher Absicht, ihr Taschentuch zu Boden fallen. Ramborn stieg ohne zu zögern abermals ab und sagte: Du hast wieder einen Dienst beansprucht. Nun erkenne an, daß du zum schwachen Geschlechte gerechnet sein willst. Reiche deine Hand zum Kusse und sage: Danke schön.

Ich erkenne gar nichts an, erwiderte Eva sorglos.

Des Doktors Mienen verfinsterten sich. Aber er entgegnete nichts, stieg auf und setzte seine Erörterung fort. Eva war nicht sehr eifrig im Zuhören, sondern blieb ein wenig hinter dem Doktor zurück. Neben dem Wege in einem niedrigen Gebüsch stand eine Elchkuh mit ihrem Kalbe, die sich durch die beiden ihr wohl bekannten Reiter keineswegs beunruhigen ließ. Eva ritt vorsichtig auf die Elchkuh zu und kam ihr so nahe, daß sie sie mit der Reitgerte erreichen konnte.

Also gestehe, schloß der Doktor, der halten geblieben war und sich umgewandt hatte, seine Rede, daß wenn du Dienst in Anspruch nimmst, dir also von einem andern etwas leisten läßt, was du nicht leisten kannst oder magst, du dich dadurch dem andern gegenüber verpflichtest und damit unfrei machst. Also reiche deine Hand her, Eva, und sage: Danke schön.

Nein, rief Eva auffachzend und schlug im Übermute mit ihrer Reitgerte der Elchkuh über den Rücken.

Die Elche, so träge sie auch zu sein scheinen, besonders eine Elchkuh, die sich einbildet, daß ihrem Kalbe etwas geschehen könnte, können sehr bössartig werden, und die stahlharten Schalen der Vorderfüße sind eine nicht ungefährliche Waffe.

Eva jagte, des Doktors Pferd mit sich reißend, davon, und die Elchkuh galoppierte schnaubend hinterher. Es wurde Eva nicht schwer, auf ihrem Pferde, mit dem sie wie verwachsen war, Vorsprung zu gewinnen. Der Doktor folgte, und auch sein Pferd hielt sich im Anfang gut, und so ging die wilde Jagd über Stock und Stein bis auf den Weg, der von Tapniken in die Pempeler Heide führte. Da ermüdete das Pferd Ramborns, weil sein Reiter für seine Kräfte zu schwer war, fing an zu straucheln, blieb in einer morastigen Stelle stecken und kam zu Fall. Der Doktor, der das Unglück hatte kommen sehen, war geschickt aus dem Sattel gesprungen und hatte nur noch Zeit gehabt, eine an der Erde liegende Stange aufzuraffen, da war auch schon die Elchkuh da, deren Schnauben und böshafte Augen nichts Gutes weisagten. Die Elchkuh schlug mit den Vorderläufen, und der Doktor mußte mit seiner Stange die Schläge parieren und die Stange gut festhalten, damit sie ihm nicht aus der Hand geschlagen wurde. Und da der Kampf auf nassem Boden ausgefochten wurde, so dauerte es nicht lange, bis der Doktor von oben bis unten mit schwarzem Schlamm beklebt war. Nicht weit davon hielt Eva und ließ ihr helles Lachen erklingen. Es mochte wohl lustig aussehen, wie sich der Doktor des Elches erwehrt, aber es war doch ein ernstler Kampf, nicht bloß um die gesunden Glieder, sondern auch um die Mannesehre.

Da hörte man das Töf-Töf eines Automobils, und alsbald erschien auf seiner Maschine Baron Bordeaux.

Die Elchkuh roch das Benzin, hörte die befremdlichen Töne, sah das heranschnaubende Antier, kehrte um und nahm Reißaus.

Donnerwetter, Doktor, rief Baron Bordeaux, wie sehen Sie denn aus? Zweikampf mit einer Elchkuh! Ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen! Da steckt gewiß das Satansmädchel, die Eva, dahinter. Lassen Sie sich mit der nicht ein. Die führt jeden in den Sumpf, und dann will sie sich totlachen. Sehen Sie, wie die Göre lacht!

Der Doktor bedankte sich für die rechtzeitige Hilfe.

Danken? sagte Baron Bordeaux — ich wüßte nicht, wofür. Aber Sie können mir einen Gefallen tun. Behalten Sie die Eva. Ich mag sie nicht.

Es war vom Baron nicht undiplomatisch gehandelt, das wegzugeben, von dem er sah, es gehöre ihm nicht mehr. Denn anzunehmen, daß sich der Doktor und Eva zufällig im Walde getroffen hätten, dazu war er denn doch nicht einfältig genug. Er schüttelte dem Doktor freundschaftlich die Hand und autelte weiter.

Der Doktor half seinem Pferde auf die Füße und führte es, da es hinkte, am Zügel. Als er vor Eva vorüberkam, grüßte er höflich und kalt und ließ sie stehn.

An demselben Abend erschien Gropf in Evas Zimmer mit rotem Kopfe und sehr erregt. Eva, es ist ein Skandal, was man von dir hört.

Eva sah mit bleichem Gesicht und ohne zu antworten fragend von ihrem Buche auf.

Tue doch nicht so, als wüßtest du nicht, um was es sich handelt, rief Groppoff.

Warum schreiest du so? erwiderte Eva, ich habe nichts getan, dessen sich deine Tochter schämen müßte.

Nichts? Ist das nichts, daß du dich an diesen Ramborn wegwirfst?

Beruhige dich, ich mag ihn nicht.

Das mit kalter Sicherheit gesprochne Wort entwaffnete ihren Vater. Er ging grollend ab, indem er sich ausbat, daß keine Dummheiten gemacht würden.

Hinterher aber weinte Eva die halbe Nacht. Aber es waren nicht die lindenden Tränen, die Wein und Öl für Wunden der Seele sind, es war das bittere Raß, das der Zorn weint. Er will der Herr sein; mag er herrschen, über wen er kann, ich will nicht dienen! Aber damit war es nicht abgetan. Ein herbes Weh, ein Mitleid mit ihr selbst, eine Furcht, ob der Boden, auf dem sie stand, auch trage, stieg aus ihrer Seele auf. Und als sie gegen Morgen in unruhigen Schlaf sank, träumte ihr, sie sei eine Walküre, sie sei besiegt und entwaffnet worden und an den Pflug gebunden, und Tantchen komme hinzu und sagte: Zieh nur, zieh, Kind, das ist Frauenlos und tut auch gar nicht sehr weh.

Es verging eine geraume Zeit, ehe sich der Doktor und Eva wiedertrafen, und als es geschah, war es eine kühle und verlegne Sache. Es kam zu keiner Aussprache, es war der Zustand des verborgnen Konflikts, der dem offenen Kriege vorauszugehen pflegte. Der Doktor litt offenbar unter diesem Zustande, aber er sagte nichts, was als Nachgeben ausgelegt werden konnte. Und Eva litt auch, sie war hart und unnahbar, sie lachte, aber es war kein froher Klang in ihrem Lachen.

Doktor, fragte Tantchen, was haben Sie mit Eva?

Eine notwendige Auseinandersetzung, Tantchen, erwiderte der Doktor.

Gott sei Dank, sagte Tantchen zu sich, daß dies vor der Hochzeit gekommen ist und nicht nachher.

15. Die Kehrseite der Münze

Mit dem kommenden Sommer hatte auch die Malerei in der Kolonie einen neuen Aufschwung genommen. Schwächting vollendete jetzt schon den sechsten Etch. Jetzt „konnte“ er es. Er war sich über die Knochen in den Läufern völlig im Klaren und strichelte die Haare der Decke mit großer Ausdauer. Leider müssen wir sagen, daß keins seiner Bilder an die Skizze heranreichte, die er einst im Walde vom alten Jakob gemalt hatte, und daß seine Bilder zwar mit soltdem Fleiße gemalt, aber doch recht langweilig waren. Mit Staffelseiger hatte er sich viele Mühe gegeben, aber er hatte nicht erreichen können, daß dieser Künstlerphilosoph eine ordentliche Naturstudie machte. Ich bin kein Schmetterlingsfänger, pflegte Staffelseiger auf die Ermahnungen Schwächtings zu antworten, der die Kreatur aufs Brett spannt, ich bin ein Maler. Mein Malen ist ein buntes Erinnern an die wallenden Farbenzüge meines Innern, ist eine Ahnung der wirklichen verborgnen Gedankenwelt, ein weinendes Verachten der Komödie dieses Daseins. Was ich fühle, lebe, kämpfe, das soll der Beschauer aus meinem Bilde herauslesen, nein, vielmehr herausleben, nicht was der Zufall da oder dort zusammengewürfelt hat. Mein Bild ist meine innere Welt.

Wenn das Ihre innere Welt ist, sagte Schwächting, ein Auge zukneifend, indem er auf ein Staffelseigersches Bild wies, das aus unheimlichen Schattentiefen bestand, dann würde ich für meinen Teil einen richtigen grauen Katzenjammer vorziehen.

Schwächting war ein guter Kamerad, trotz seinem sanguinischen Temperament geduldig, und trotz seinen Kraftausdrücken zartfühlend. Aber im Laufe der Zeit fing er an, sich über Staffelseiger zu ärgern. Dieser Mensch war zu rein nichts zu gebrauchen, nicht einmal zum Feueranmachen. Und alle guten Lehren, die er ihm

gab, seine Malerei auf eine gesündere Basis zu stellen, prallten ab von einer Selbstüberzeugung, die wahrhaft heroisch war. Schwechting hatte ihn den Winter durch gefüttert in der Hoffnung, er werde zur Einsicht kommen und Bilder malen, die verkäuflich seien. Staffelseiger aber stellte sich auf seine eingebildete Höhe und erklärte: Ich will meine Kunst nicht zur Magd machen, die für Geld dient. — Das war ja recht nett und sah so aus, als werde man diesen Staffelseiger nie wieder loswerden. Man konnte das Wurm doch unmöglich auf die Straße hinauswerfen.

Schwechting hatte wieder einmal eine seiner Catilinarien gehalten und damit geschlossen, das Elend sei dies: die Herren Zukunftsmaler hätten nichts gelernt und meinten, Halbgedachtes und Halbgemaltes sei höhere Kunst. Und Staffelseiger hatte in den Haaren gewühlt und sein Lied von der reinen, ziel- und zwecklosen Kunst gesungen, worauf Schwechting geantwortet hatte: Hören Sie, Staffelseiger, Sie kommen mir vor wie ein Musikant, der mit einem Bogen ohne Haare auf einer Geige ohne Saiten spielt und verlangt, daß man über solche Übermusik vor Entzücken auf den Bauch fällt. Nun will ich Ihnen etwas sagen: Wenn Sie nicht vernünftig werden, dann verheirate ich Sie an Ihre Kunsttante, damit Sie bei Ihren Weissagungen wenigstens etwas in den Kalbaunen haben. Denn das ist nun einmal außer allem Zweifel: es gibt nichts Lächerlicheres in der Welt als einen hungernden Propheten.

Damit hatte Schwechting, wie er bei seinen Schlusssentenzen zu tun pflegte, das Atelier im Theaterschritt verlassen und den Weg an Kondrots Hause vorüber, der zum Strande führte, eingeschlagen. Hinter dem Giebel des Hauses unter einer alten Weide saß Urte Weit. Sie hatte ein Netz auf den Knien, strickte aber nicht daran, sondern schaute träumend nach der See hinaus und sang: Zu Fischern gehn wir, gehn zu Fischern . . .

Urte, was machst du da? fragte Schwechting.

Ich warte, Herr Schwechting, ich warte, sagte die Urte. Schon seit dreißig Jahren warte ich.

Wohl auf einen, der da hinausgefahren ist?

Urte nickte.

Urte, sagte Schwechting, der ist vielleicht lange tot.

Weiß ich, Herr Schwechting, aber ich warte auf den jüngsten Tag. Der jüngste Tag ist nicht mehr fern; die zweiundvierzig Monate sind bald um. Und dann kommt ein neuer Himmel und eine neue Erde. Jetzt liegt „er“ vielleicht in der tiefen See, aber dann wird er auferstehn und den Seeschlamm und die Muscheln von sich abschütteln und wieder kommen und fragen: Urte, hast du auf mich gewartet? Und dann will ich sagen: Ja, Anfas, ich habe alle Tage gewartet —

Schwechting setzte sich auf ein Boot, das Kieloben neben dem Hause lag, und es wurde ihm beweglich zumute. Man trifft doch überall auf Wasser, wenn man nur tief genug in die Erde gräbt, auch da, wo die obere Schicht aus harten Schollen besteht. Und warum soll die arme alte Urte nicht auch ein Herz im Leibe haben, ein Herz, das still blutet?

Wer war denn der Anfas? fragte Schwechting.

Urte machte eine Bewegung, als wollte sie eine aufsteigende Erinnerung abwehren. Sie ließ den Kopf sinken. Man hätte denken können, sie weinte; und sie tat es wohl auch innerlich, jedoch Tränen zu vergießen vermochte sie nicht, dazu war ihr Leben zu hart gewesen. Herr Schwechting, sagte sie, die Leute nennen mich närrisch, und ich bin es wohl auch manchmal. Besonders wenn der Wind über Raster Ort herkommt. Aber das ist nur, weil ich warte und singe.

Warum singst du denn? Hat dein Lied eine besondere Bedeutung?

Nein. Es ist nur, daß die Gedanken Fahrwasser unter die Füße bekommen.

Nun schwieg sie eine Weile, und dann fing sie an zu erzählen. Sie erzählte sonst nie. Auch Kondrot hatte sie ihre Geschichte nicht berichtet. Aber zu Schwechting

hatte sie Vertrauen. Schwächting hatte sie ja alte Margell genannt und auf die Wangen geklopft und hatte ihr ein Zuckerherz geschenkt. Sie erzählte eine Geschichte, die nichts Romantisches an sich hatte, und die wohl ähnlich oft genug vorgekommen sein mochte, eine von den alten Geschichten, die immer wieder neu werden. Sie war die Tochter eines Bauern in Kalgillen. Das Gut hatte zu wenig Ertrag, als daß es alle Kinder hätte ernähren können, besonders weil der Vater krank, und der älteste Sohn träge war. Darum mußten sich die Töchter bei andern Herren als Mägde vermieten. Die Urte kam zu einem Bauern in Possufai und lernte dort ihren Anfas kennen und lieben. Er war armer Leute Kind und hatte nichts als sein schmuckes Gesicht, sein braves Herz und seine derben Fäuste. Er hätte seine Urte wohl ernähren können. Aber der Vater widersetzte sich der Verheiratung. Sein Bauernstolz wollte es nicht dulden, daß seine Tochter einen Bettler heirate. Und doch hatte er selbst seine Tochter nicht ernähren können und hatte sie zu fremden Leuten gestoßen, und doch war der Knecht ein tüchtiger Mensch, der seine Hände rührte und nicht trank. Um dem Verhältnis ein Ende zu bereiten, nahm sie ihr Vater in sein Haus zurück, wo sie härter arbeiten mußte als eine Magd, ohne jedoch den Lohn einer Magd zu bekommen. Da ist sie bei Nacht und Nebel aus ihrem Vaterhaus entflohn und zu ihrem Anfas zurückgekehrt. Aber kein Pastor wollte sie trauen, und es währte nicht lange, so hatten sie ihren Anfas aus seiner Stellung weggebissen. Er nahm Feuer auf einem Memeler Schiff und wollte, wenn er genug Geld verdient hätte, zurückkehren und sich selbständig machen. Draußen am Strande hatten sie zuletzt gestanden, früh vor Sonnenaufgang, und Anfas hatte gesagt: Warte auf mich. Und dann hatte er ihre beiden Hände in seine Hände genommen und sie zusammengepreßt und gesagt: So binde ich dich. Jetzt bist du mein bis zum jüngsten Tage. Und dann war er langsam und mit gesenktem Kopfe davongegangen. Von da an hatte sie gewartet. Sie war nicht nach Hause zurückgekehrt, sondern Kondrots Vater gefolgt, der sie gefunden hatte, wie sie am Wege saß und wartete, und hatte ihm treu gedient und hatte nichts weiter verlangt als warten zu dürfen. Und später, als des jüngern Kondrots Frau gestorben war, war sie in dessen Haus gezogen und hatte weiter gewartet. Es war die alte Geschichte von zwei Menschen, die sich nicht kriegen durften, die sich aber die Treue hielten, der Zeit und den Menschen zum Trotz. Und die Urte Welt erzählte sie ohne Erregung wie etwas ihr Fremdes, ohne Schmuck, hart wie mit dem Beile zugehauen.

Schwächting hörte der Geschichte mit innerer Teilnahme zu. Und während er ihr nachdachte, gestalteten sich ihm Personen und Orte zu lebendigen Bildern. Er sah den Anfas und die Urte vor Tage am Strande und empfand den tiefen Eindruck, den ihre kargen Worte auf seine Seele machten. Wie wenig gehört dazu, sagte er zu sich, Eindruck zu machen, wenn das Wenige wahr und echt ist! Dann kehrte sein Blick zu der Urte zurück. Gottsdonnerwetter, sagte er, das ist ja ein großartiges Motiv, ein Bild zum hinschreiben. Sogleich nahm er sein Skizzenbuch heraus und zeichnete das Bild nieder. Den alten Hausgiebel und den Weidenbaum und die Urte mit dem Netz und das Drum und Dran, das den Vordergrund füllen und das Bild runden sollte, und dahinter die See. Wenn man nun etwas gelernt hätte, sagte er zu sich selbst, so müßte man das in Öl malen.

Noch während Urte erzählte und Schwächting zuhörte, erklang aus dem Hause hinter ihnen Gestöhn und Gemimmel, und jetzt, als der Maler sein Skizzenbuch zuschlug, hörte man zweifstimmig und in jammervollen Tönen den Choral: „Wenn wir in höchsten Nöten sein und wissen weder aus noch ein.“ Schwächting sah auf und rief: Hoppe bewahre! was ist denn da los?

Das sind die alten Schwiegereltern, sagte die Urte, die denken, sie müssen verhungern, weil sie ihr Gedinge zum Ersten nicht gekriegt haben.

Na erlaub mal, Urte, es ist aber auch schlimm genug für alte Leute, hungern zu müssen.

Die müssen nicht hungern, die bekommen allemal eher ihr Essen, als wir uns selbst hinsetzen. Aber sie wollen Geld haben, und das haben wir nicht. Herr Schwechting, es ist schwer, die zwölfhundert Mark zu verdienen, die uns jetzt fehlen. Und seitdem sie uns das Boot in den Grund gefahren haben, verdienen wir gar nichts mehr. Herr, dein Zorn liegt schwer auf uns. Aber die zweiundvierzig Monate, die zweiundvierzig Monate sind bald um. . . .

Statt zu antworten öffnete Schwechting die Haustür, die in das Zimmer führte, aus dem der Jammergefang herauströnte. Das Zimmer sah dunkel und unordentlich aus, und es herrschte eine muffige Luft. Der alte Mann, ein alter krummer Knorren mit einem kahlen Kopf und einem großen Mund ohne Zähne, saß auf dem Bettrande, vermutlich auf dem Geldstrumpfe, und die alte Frau, die schief und bucklig und schlecht angezogen war, stürzte im Ofen herum, der weder Blut noch Asche hatte. Und dabei sangen sie ihre zittrige Trauermelodie. Als Schwechting eingetreten war, kamen sie ihm entgegen wie ein paar neugierige Tierchen.

Nun seht mal, ihr alten Eulen, sagte Schwechting, der sich über sie belustigte, was lamentiert ihr denn? Habt ihr denn so großen Hunger?

Flinken! Flinken! jammerten die beiden Alten.

Urte, so backe ihnen doch Flinken.

Die essen sie nicht, sagte die Urte, sie essen nur, was sie selber gebacken haben.

Ach, sagte Schwechting scherzend, ihr denkt wohl, daß ihr vergiftet werdet?

Die Alten grinnten. Schwechting würde die Sache nicht zu einem Gegenstande des Scherzes gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß es eine litauische Eigentümlichkeit ist oder war, alte Leute, die lästig wurden, mit Flinken und Arsenik ins bessere Jenseits zu befördern. Schwechting, der eben in guten Vermögensverhältnissen war, gab der Urte ein Geldstück, damit sie dafür einkaufe, was die Alten für ihre Flinken brauchten. Von nun an verstummten die Klageklänge einige Tage, dann aber sangen sie wieder an, und wenn anzunehmen war, daß Schwechting in der Nähe sei, oder wenn die Tür des Ateliers aufstand, erklang sogleich der Notruf: „Wenn wir in höchsten Nöten sein.“ Und das dauerte so lange, bis es einmal wieder Flinkengeld gab.

Schwechting stellte eine neue Leinwand auf die Staffelei und ging um sie herum wie eine Katze, die nicht weiß, ob sie den heißen Brei berühren soll oder nicht. Das dauerte so lange, bis er eines Tages sein Malgerät aufpackte und hinter dem Kondrotischen Giebel aufstellte. Urte war leicht zu haben, und Baum, Haus und Zubehör standen da wie arrangiert, und so machte er sich einigermaßen zaghaft an die Arbeit. Als das Bild halb fertig war, sah es aus, als wollte etwas aus ihm werden, je weiter es aber fortschritt, desto nüchterner wurde es, desto mehr verflüchtigte sich das, was Schwechting zeigen wollte: die Treue, die bis zum jüngsten Tage wartet. Ein Detail, eine Hand oder eine Falte oder ein Schatten hielten ihn fest, und darüber verfiel er ins Zifeln und Pinseln. Er fühlte es selbst, daß ihm der lebendige Eindruck, den er bei der Erzählung der Urte Zeit gehabt hatte, allmählich verloren ging, und so stellte er sein Bild beiseite, ließ sich die Geschichte noch einmal erzählen und schrieb sie nieder. Er wollte damit nur die ursprüngliche Stimmung festhalten. Aber bald gewann seine Geschichte ein selbständiges Leben und wuchs ihm über die schreibende Hand hinaus, und merkwürdig, diese Niederschrift gewährte ihm eine größere Befriedigung als sein Bild, vor dem der greulichste Künstlerfater immer weitem Besitz von ihm nahm.

Was ist das? fragte er eines Tages Staffelseiger, der neben ihm stand und tiefinnig das Bild betrachtete. Er hoffte von ihm eine Bestätigung seiner Meinung und Hoffnung zu vernehmen.

Ich weiß es nicht, sagte Staffelseiger.

Schwechting wurde ärgerlich und erwiderte: Staffelseiger, ich bitte Sie um Gottes Jesu willen, stellen Sie sich nicht dümmer, als Sie sind.

Dies Bild ist stumm, sagte Staffelseiger dumpf.

Natürlich, denn es ist kein Kanarienvogel und auch kein Phonograph. Aber daß dies die Urte Zeit ist, und daß sie ein Netz strickt und wartet, das könnte doch wohl auch Ihr verfinstertes Gemüt fassen.

Nein, erwiderte Staffelseiger, ich vernehme keine Töne, die die Seele in Schwingungen versetzen. Es wallt nicht, es strebt nicht.

Na dann lassen Sie es doch zum Teufel selber einmal wallen und streben. Andre kritisieren und selbst nichts tun, das kann jeder! Ich will Ihnen sagen, was Sie sind. Faul sind Sie.

Staffelseiger antwortete nicht, ließ auch nicht merken, daß die Worte auf ihn tiefen Eindruck gemacht hätten, und fing an in seinem Winkel zu kramen. Dann spannte er ein graues, grobes Papier auf eine Tafel und fing an zu arbeiten in drei Tönen, in vollem Schwarz, vollem Weiß und einem Halbton, den der Papiergrund abgeben mußte. Nach ein paar Tagen stellte er sein Bild neben das Bild von Schwechting. Es stellte eine Megäre dar, die auf dem äußersten Gipfel eines Berges saß. Mit ihren kralligen Händen, die so genial gezeichnet waren, daß man nicht wußte, ob sie vier oder sechs Finger hatte, griff sie krampfhaft in den Boden wie in Kartoffelbrei hinein. Die Augen standen weit aufgerissen vor dem Kopfe, die nackte Brust trug nicht zu ihrer Verschönerung bei, die dürftigen Haare flatterten als Stränge im Winde, und der Kopf war an seinem langen dünnen Hals so gewaltsam aus den Schultern gerückt, daß es aussah, als werde er an einer unsichtbaren Schlinge vorwärts gezogen. Der Himmel war mit Reihen von Wolken bedeckt, die die Form von weißen Schnecken mit weißen Schneckenhäusern hatten.

Dieses Bild redet, sagte Staffelseiger, als er es Schwechting zeigte.

Es brüllt sogar, antwortete Schwechting, aber in Tönen, daß ein Mensch, der die Sprache nicht gewöhnt ist, Gehirnerweichung bekommt! Und das soll die Urte Zeit sein?

Die Kunst, sagte Staffelseiger stolz, kennt keine Urte Zeit, noch sonst einen Titel und Namen. Glauben Sie mir, Schwechting, ich bin ein echter Maler. Ich bin ein Prophet des innern Schauens. Ich hasse die unlautern Künste der Anekdotenmaler, die die hehre Kunst mit fremdem Gewürz vergiften. Ich bete an die Farbe, den bunten Schein der abgrundtiefen Wallung.

Und dabei vermurksen Sie Farbe undleinwand und Ihre schöne Zeit und malen Sachen, die Ihnen kein Mensch abkauft, und dann müssen Sie hungern.

Ich bin stolz auf meine Armut, sagte Staffelseiger.

Aber dich von andern Leuten füttern zu lassen, dazu bist du nicht zu stolz. Das Wort trat Schwechting auf die Zunge, aber er sprach es nicht aus.

Das war ja nun alles dummes Zeug, was da Staffelseiger von seiner abgrundtiefen Wallung aufsticht, und doch trat eine Frage, die er angeregt hatte, und über die sich schon viele Leute — vor Lessing und nach Lessing — den Kopf zerbrochen haben, störend in den Vordergrund, die Frage: Kann man alles malen? Und wo ist die Grenze zwischen Poesie und Malerei? Und ist das Bild, das die wartende Treue darstellt, ein malerisches oder ein poetisches Thema? Schwechting konnte darüber nicht ins Klare kommen. Pogge sollte entscheiden, Pogge, der eben geschrieben hatte, daß er kommen werde. Inzwischen stellte er sein Bild beiseite und setzte sich wieder an sein Manuskript, ging seine Geschichte nochmals durch und gab ihr einen andern, weniger herben Schluß.

Wenige Tage waren vergangen, da stand Pogge auf der Landungsbrücke, und Burpel und Petereit hatten genug damit zu tun, sein Gepäck ans Land zu bringen. Im Vorübergehn begrüßte er den Herrn Amtshauptmann, der am Herrentische vorm Kurhause saß, und lud ihn ein, am Abend zur Villa Mopswende zu kommen. Man müsse den Tag seiner Ankunft feiern, und er habe einen feinen Tropfen mitgebracht. Groppoff sagte gnädig zu. Auf der Dorfstraße begegnete Pogge Tantchen, die eben einen Krankenbesuch machte, und Tantchen übernahm den Auftrag, den

Doktor einzuladen. Es gebe eine Sitzung wie vorm Jahre, als er selbst, der Doktor und der Prometheus angekommen waren. Tantchen entledigte sich ihres Auftrags und redete dem Doktor dringlich zu. Er komme ja ganz herunter, er verkümmere ja an Leib und Seele, er müsse unter Menschen gehn und sich in seinen Gedanken mit etwas anderm beschäftigen als mit seinen Sorgen. Christus habe Recht, wenn er seinen Jüngern gebiete: Sorget nichts, denn solches tun die Heiden. Durch diese Gründe ließ sich die Doktor überwinden, und er versprach der Einladung zu folgen.

Unterdessen war Pogge in der Villa Mopswende eingetreten. Man war gerade beim großen Reinemachen, und Schwechting und die Urte Weit arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts, während Staffelfteiger überall im Wege stand.

Kinder, rief Pogge, nehmt mirs nicht übel, daß ich euch überfalle, aber ich habe es zuhause nicht länger ausgehalten. Ich habe meine Maljungsfern — glaubt mir, es gab Szenen verzweifeltsten Schmerzes — zum Teufel geschickt und bin losgegendelt.

Und deine Frau? fragte Schwechting.

Kommt nach, kommt nach, mein Sohn, erwiderte Pogge.

Man schüttelte sich die Hände und freute sich, daß „die ganze buchtige Freundschaft“ wieder „frisch, gesund und meschugge“ beisammen war.

Und daß ihr reinmacht, sagte Pogge, ist ein Gedanke von Schillern. Heute Abend veranstalten wir eine Festfeier wie damals, als wir Strunks Prometheus hier hatten. Den Amtshauptmann und den Doktor habe ich auch schon eingeladen.

Gottsdonnerwetter, sagte Schwechting perplex, wenn das nur gut geht!

Pogge griff nun auch zu, das heißt, er packte seine Kisten aus und brachte viel Stroh in den kaum gereinigten Raum. Und dann untersuchte er das Atelier und drehte die Bilder um, die verdeckt an der Wand standen. Die Zeichnung Staffelfteigers fiel ihm zuerst in die Hand. Ei verflucht! sagte er. Dann brachte er das Bild ans Licht und betrachtete es aufmerksam, indem er es hin und her wandte. Det is ja beinahe schon ja nich mehr wahr, bemerkte er erfreut. Hast du das gelästert, Maute?

Schwechting wies mit dem Daumen über die Achsel dahin, wo sich Staffelfteiger in einen Haufen von Plakaten vertieft hatte, die aus Pogges Kiste ausgepackt waren.

Nun nahm Pogge das Bild in die Hand, das Schwechting gemalt hatte, betrachtete es und sagte Hm! und Ja!

Schwechting beobachtete Pogge mit Spannung. Da nun Pogge nichts sagte, so fing Schwechting zögernd an: Ich habe da eine Sache gemalt, die ich dir erst zeigen wollte, ehe ich sie fertig mache. Es ist die Urte Weit, wie sie —

Stille, erwiderte Pogge, nichts verraten! Diese beiden Bilder werden heute Abend uf't Trapez gebracht.

Pogge, sagte Schwechting, verulkt mir mein Bild nicht. Ich habe es ernst gemeint; ich weiß nur nicht, ob ich damit auf dem rechten Wege bin. Pogge, fügte er nach einer Weile verschämt wie ein junges Mädchen hinzu, ich habe da auch was aufgeschrieben — einen erklärenden Text für den Katalog. Ich weiß, daß du das Kleingedruckte in den Katalogen nicht leiden kannst, aber hier ging es nicht anders. Ich mußte es schreiben mit der Feder, weil ich fühlte, der Pinsel reichte nicht aus. Was willst du? Beethoven hat in der neunten Sinfonie auch das Wort zu Hilfe genommen, wo ihm der Ton nicht ausreichte. — Vies es einmal. Damit steckte er Pogge sein Manuskript in die Hand, und Pogge begab sich damit in sein Privatzimmer; er legte sich aufs Sofa und las.

Währenddessen räumte Schwechting das Atelier auf, und dann nahm er Staffelfteiger die zehn Plakate aus der Hand, die dieser noch immer traumverloren anstarrte. Es waren Plakate der verschiedensten Form und Ausführung. Auf dem ersten stand: Schmücke dein Heim, auf dem zweiten: Huste nicht, auf dem dritten: Koche mit Gas, auf dem vierten: Platte mit Dally, auf dem fünften:

Baße mit Ötters Backpulver und so weiter. Schwächting freute sich über die hübschen Bilder und die hübsche Idee und nagelte „die zehn Gebote“ in schöner Gruppierung an die Wand.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Bismarck erklärte bei einem gegebenen Anlaß die französische Phrase: *L'Anglais est mauvais coucheur, il tire toujours la couverture d'après lui.* An diesen Satz, der sich auch in der neuesten französisch-englischen Entente von neuem bewährt hat, mag Herr Rouvier in diesen der Herstellung des Einverständnisses mit Deutschland gewidmeten Wochen oft gedacht haben. Frankreich war doch tatsächlich in die von England aufgestellte marokkanische Falle gegangen und hat sich nun bei Deutschland zu bedanken, wenn es jetzt mit Ehren und Anstand wieder herauskommt. Deutschland hat ihm zwar keine rôle prépondérante, aber immerhin besondere Interessen an der algerischen Grenze zugestanden. Darüber hinaus konnte Deutschland nicht gehen, wenn es nicht den Rechtsboden der Madrider Konvention und die Rechte aus seinem eignen Vertrage mit Marokko preisgeben wollte. Dieser deutsch-marokkanische Vertrag ist bis jetzt wenig zu Worte gekommen, er stellt immer noch eine starke Reserve für die Zukunft dar. So ist denn das marokkanische Gewölk, das eine Zeit lang ein recht drohendes Aussehen gewonnen hatte, wieder zerstreut, und wir Deutschen könnten mit nicht geringer Befriedigung uns dieses Erfolges unsrer Diplomatie und ihrer bei diesem Anlaß bewiesnen Überlegenheit freuen, wenn nicht im allgemeinen bei uns das Bedürfnis der Kritik weit größer wäre als das Anerkennungsbedürfnis. Bismarck schreibt am 16. November 1870 aus Versailles an seine Gattin in bezug auf Delbrück, dem er dabei ein besonderes Postskript widmet: „Du weißt, daß meine Anerkennungsfähigkeit nicht groß ist, aber dieser kommt mir durch.“ Bismarck ist gelegentlich noch weiter gegangen als in diesem Postskript voll herzlicher Anerkennung und hat offen ausgesprochen, daß er ohne Delbrück die Sache nicht zustande gebracht hätte. Die ihm mangelnde „Anerkennungsfähigkeit“ scheint in ihrer Mangelhaftigkeit ein Stück Nationaleigenschaft der Deutschen zu sein. Bismarck hat erst wirkliche Herkulesarbeiten vollbringen müssen, bis er sich die Anerkennung wenigstens eines großen Teils seiner Landsleute erworben hatte, aber erst bei und nach seinem Ausscheiden aus dem Amte machte sich die Nation wirklich klar, was sie an ihm verlor.

Mit dieser mangelnden Anerkennungsfähigkeit der Deutschen wird sich auch der jetzige Reichskanzler abfinden müssen. Er kann selbstverständlich Bismarcks Taten nicht mehr vollbringen, aber an ernstesten diplomatischen und innerpolitischen Schwierigkeiten hat auch sein Amt ein vollgerüstet und geschüttelt Maß inmitten einer völlig veränderten Weltlage. Diese bringt es denn auch mit sich, daß während für Bismarck die Ziele klar zutage lagen, und es sich wesentlich um die Auffindung geeigneter Mittel und Wege sowie um die nicht leicht zu gewinnende Zustimmung des Königs für ihn handelte, das nunmehr geeinte Deutschland festen großen Zielen einstweilen nicht nachgehen kann, sondern seine Aufmerksamkeit auf die Erhaltung des mühevoll Gewonnenen und auf die Sicherung vor Überraschungen richten muß. Dazu kommt, daß in allen internationalen Fragen und Beziehungen die politische von der wirtschaftlichen Seite mehr und mehr untrennbar wird. Bismarck konnte im Jahre 1887 Rußland gegenüber noch das Prinzip der Trennung der Politik von der Wirtschaftspolitik geltend machen. Heute wäre das kaum noch möglich. Für Amerika, für England, für Japan — um nur diese drei Mächte zu nennen — gibt es im Grunde keine Trennung der wirtschaftlichen von den politischen Zielen, wenigstens nicht auf die Dauer; bei diesen Mächten steht die Politik ausgesprochen im Dienste der Wirtschaftsinteressen. In Europa selbst ist es kaum anders: eine